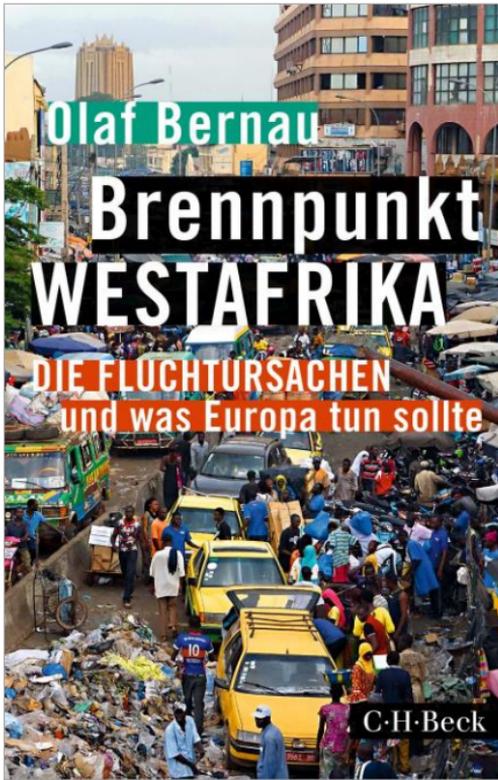


Unverkäufliche Leseprobe



**Olaf Bernau**  
**Brennpunkt Westafrika**

Die Fluchtursachen und was Europa tun sollte

2022. 317 S., mit 2 Karten von Peter Palm, Berlin  
ISBN 978-3-406-78246-6

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<https://www.chbeck.de/33245328>

© Verlag C.H.Beck oHG, München  
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.  
Sie können gerne darauf verlinken.

Der Soziologe und Menschenrechtsaktivist Olaf Bernau zeigt am Beispiel Westafrikas, dass Migration eine ökonomisch wie kulturell seit Jahrhunderten tief verankerte Alltagspraxis darstellt. Sie zu stoppen ist unmöglich, davon zeugen immer neue Tragödien auf den Flucht- und Migrationsrouten. Milliarden schwere Programme zur Fluchtursachenbekämpfung unterschätzen zudem das tatsächliche Ausmaß der Vielfachkrise in Westafrika. Sklaverei und Kolonialismus haben ökonomische und politische Tiefenstrukturen hervorgebracht, die bis heute eine eigenständige Entwicklung der westafrikanischen Länder massiv erschweren. Auf dieser Grundlage beleuchtet Bernau in seinem Buch die gesamte Palette von Fluchtursachen: den ungerechten Welthandel, die Verschuldungspolitik, die schlechte Regierungsführung, die Vernachlässigung der Landbevölkerung, den Klimawandel, die Gewalteskalation im Sahel und vieles mehr. Der Autor greift dabei auf wissenschaftliche, journalistische und literarische Quellen ebenso wie auf die eigene Erfahrung zurück. Seine Vorschläge für eine grundlegende Neuordnung der Beziehungen zwischen Westafrika und Europa beruhen auf einer seit den 1990er Jahren erworbenen Expertise.

*Olaf Bernau*, geb. 1969, ist Soziologe. Er hält sich jedes Jahr mehrere Wochen in Westafrika auf, wo er im Rahmen eines transnationalen Netzwerks mit Migrant:innen, bäuerlichen Gemeinschaften und Menschenrechtsgruppen zusammenarbeitet. Er veröffentlicht und bloggt insbesondere zum Sahel.

Olaf Bernau

# Brennpunkt WESTAFRIKA

DIE FLUCHTURSACHEN  
und was Europa tun sollte

C.H.BECK

# In Gedenken an Idrissa Cissé (1960–2020)

Mit 2 Karten von Peter Palm, Berlin

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2022

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Großer Markt in Bamako, Mali

© Issouf Sanogo/AFP/Getty Images

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 78246 6



klimateutral produziert

[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)

# Inhalt

## **Einleitung: Afrikanisch-Europäische Beziehungen neu denken 9**

Weshalb Fluchtursachen 2015 ins Rampenlicht rückten 9

Fokussierung auf Westafrika als dekoloniale Strategie 13

Ländliche und urbane Alltagsrealitäten 16

Widersprüche innerhalb der EU-Migrationspolitik 19

Leerstellen im europäischen Afrikadiskurs 24

Ambivalente Aussichten trotz «Y'en a marre»-Protesten 31

Zum Sprechort des Autors 34

Zum Aufbau des Buches 36

## **1. Europäische Afrika-Mythen 38**

Wie Mythen Interessengegensätze unsichtbar machen 38

Mythos «geistige Unbeweglichkeit» 40

Mythos «schlechte Regierungsführung» 43

Mythos «Stammeskonflikte» 45

Mythos «finsteres Patriarchat» 49

Externe und interne Krisen verknüpfen 53

## **2. Westafrika: Mehr als ein geographischer Raum 54**

Historische Zusammenhänge in den Blick nehmen 54

Viehwirtschaft im Sahel. Welche Rolle die Fulbe spielen 55

Lagos: Zwischen Moloch und Laboratorium des Wandels 59

Ökonomische und politische Dominanz der Küstenregionen 62

Transsahara-Handel, Großreiche und religiöse Vielfalt 65

Zu den Ursprüngen des westafrikanischen Dschihadismus 69

Atlantischer Sklavenhandel und Weltmarktintegration 72

Der Niger-Strom als zentrale Lebensader Westafrikas 74

Soziale Spaltungen und Regierungsversagen 77

Nationale Ausdifferenzierungen trotz regionalem Fokus 79

**3. Von der zirkulären Mobilität zur Fernmigration 81**

Mobiles Grundrauschen im Alltag 81

Historische Quellen der zirkulären Mobilität 83

Zirkuläre Mobilität als Überlebensstrategie 89

Junge Frauen als Hausangestellte in der Stadt 97

Wechselseitige Abhängigkeit von Stadt und Land 99

Verstärkte Migration nach Europa seit den 1980er Jahren 104

Warum Migrant:innen nach Europa aufbrechen 109

Von der Rumsitzerei zur Perspektivlosigkeit 116

Zwischen Zwangslage und eigenständiger Entscheidung 119

**4. Weshalb die EU-Migrationspolitik scheitern muss 123**

Die marokkanisch-spanische Grenze als Brennspeigel 123

Zur Anatomie europäischer Abschottungspolitik

(1980–2021) 125

Wie Abschottung die Länder Westafrikas destabilisiert 135

**5. Kontinuitäten und Diskontinuitäten 144**

Für ein historisch fundiertes Fluchtursachenverständnis 144

Dauerkrise als Fluchtursache. Das Beispiel Guinea 145

Korruption: Weshalb generelle Erklärungen zu kurz greifen 149

China und die Proteste gegen den Franc CFA 152

Zur Bedeutung von Black Lives Matter für Westafrika 159

**6. Ökonomische Zeitreisen 161**

Vom Getreidestampfen zur aktuellen Wirtschaftslage 161

Was wir vom Panafrikanisten Walter Rodney lernen können 164

Imperialer Handel und Verdrängung der Stoffmanufaktur 168

Geschichte des atlantischen Sklavenhandels 171

Atlantischer Sklavenhandel als Entwicklungsblockade 173

Europas Industrialisierung als Kehrseite der Medaille 177

Zur kolonialen Eroberung Westafrikas im 19. Jahrhundert 181  
 Ökonomische Weichenstellungen im Kolonialismus 184

## **7. Politische Zeitreisen 192**

Schlaglichter staatlichen Handelns im 21. Jahrhundert 192  
 Koloniale Manipulationen und ihre Folgen 195  
 Nigeria I: Von der politischen Ethnizität zum  
 Biafra-Krieg 202  
 Nigeria II: Soziale Konflikte im ethnisch-religiösen  
 Gewande 209  
 Frantz Fanon: Dezentralisierung als Entwicklungsstrategie 215  
 Wie die Hauptstädte die Landbevölkerung entrechten 218  
 Der Territorialstaat als uneingelöstes Versprechen 223  
 Zur politisch-mentalenen Verfasstheit der Unabhängigkeits-  
 eliten 225

## **8. Fluchtursachen: Zwischenbilanz und Ausblick 236**

Fachkommission Fluchtursachen der Bundesregierung 236  
 Programmatische Eckpunkte zur Analyse von Flucht-  
 ursachen 238

## **9. Wie die Unabhängigkeitseuphorie verblasste 244**

Entkolonialisierung als Welterschließung 244  
 Von der Françafrique zur Fassadendemokratie 248  
 Desillusionierung und religiöser Fundamentalismus 255

## **10. Ökonomische Blockaden 259**

Importsubstituierende Entwicklung als Gegenmodell 259  
 Von der Schuldenpolitik des IWF zur Deindustrialisierung 262  
 Über Rohstoffpreise, Handelspolitik und Kapitalflucht 267

## **11. Zwischen Agrarindustrie und Klimakrise 270**

Landwirtschaft im Spiegel gesellschaftlicher Debatten 270

Grüne Revolution in Afrika versus Agrarökologie 272  
Mit Aufforstung gegen die Klimakrise 277

**12. Gewalteskalation im Sahel 280**

Von der Vielfachkrise zum Flächenbrand 280  
Wie Dschihadisten lokale Konflikte instrumentalisieren 283  
Zur Widersprüchlichkeit militärischer Maßnahmen 287  
Lokale Dialog- und Versöhnungsinitiativen 292

**13. Was Europa Westafrika schuldet 293**

Westafrikas Wandel zum Brennpunkt 293  
Welche prinzipiellen Schlüsse Europa ziehen sollte 294  
Konkrete Schritte – ein erstes 10-Punkte-Programm 300

Danksagung 304  
Anmerkungen 307  
Auswahl Literatur 314

## Einleitung

### **Afrikanisch-Europäische Beziehungen neu denken**

#### Weshalb Fluchtursachen 2015 ins Rampenlicht rückten

Giraffen, Löwen, Elefanten, vorzugsweise im Abendrot – wer das Stichwort «Afrika» in eine Suchmaschine eingibt, findet unter der Rubrik «Bilder» vor allem Safari-Kitsch. Es ist das hartnäckige Stereotyp von Afrika als leerem Kontinent, das bereits den Kolonialmächten als Rechtfertigung für ihre Raubzüge diente. Afrikaner:innen kommen in diesem Szenario kaum vor, wenn überhaupt als Servicepersonal für Tourist:innen.<sup>1</sup> Anders im zweiten Stereotyp: Dort stehen Menschen im Zentrum, Aufhänger sind die Spendenkampagnen großer Hilfsorganisationen. Würdelose Abbildungen wie aufgeblähte Hungerbäuche oder rotznasige Kindergesichter gehören zwar der Vergangenheit an, doch die Botschaft bleibt die gleiche: Großzügige Europäer:innen unterstützen Afrikaner:innen in prekären Lebenslagen, meist im ländlichen Raum. Keine Weltregion ist derart klischeebeladen wie Afrika. Diese Feststellung ist weder neu noch originell, aber sie verweist auf die ignoranten, mitunter rassistischen Zuschreibungen, denen sich insbesondere das subsaharische Afrika auch im 21. Jahrhundert pausenlos ausgesetzt sieht. Wie tief diese Haltung sitzt, zeigt eine in Deutschland durchgeführte repräsentative Umfrage aus dem Jahr 2017: Danach denken 98 Prozent der Befragten bei dem Begriff «Afrika» an Hunger, einige Prozent weniger an Krankheiten und Flucht, aber nur 29 Prozent an Zukunft.<sup>2</sup> Beide Stereotype werden seit gut zehn Jahren von einem dritten Szenario überlagert, das sich ganz ausdrücklich als Gegenentwurf begreift. In diesem wird das aufstrebende, moderne und optimistische Afrika beschworen, häufig il-

lustriert durch Skylines afrikanischer Megacities. Bezugspunkt ist die rasante Urbanisierung Afrikas: Allein zwischen 1950 und 2010 ist der Anteil von Stadtbewohner:innen an der Gesamtbevölkerung von 9 auf 42 Prozent angewachsen, eine Veränderung, für die Europa knapp 300 Jahre gebraucht hat. Doch auch diese Perspektive ist nicht frei von klischeehaften Zuschreibungen: Einerseits ist immer wieder vom «Chancenkontinent» die Rede. Das klingt fortschrittlich, gemeint sind allerdings die Chancen Europas. So werden nicht nur rasant wachsende Absatzmärkte in den höchsten Tönen gepriesen. Auch Rohstoffe stehen auf dem europäischen Wunschzettel ganz oben, ohne dass allerdings die Frage aufgeworfen wird, ob davon das Gros der afrikanischen Bevölkerung tatsächlich profitiert. Andererseits mischen sich in den Urbanisierungshype auch apokalyptische Untertöne, hier greift die immer wieder beschworene Angst vor der Bevölkerungsexplosion. Beliebtes Beispiel ist Niamey, die Hauptstadt des Sahellandes Niger, das im *Index der menschlichen Entwicklung* der UN konstant einen der letzten Plätze belegt: Aktuell leben dort 1,5 Millionen Menschen, 2050 sollen es bereits 6,7 Millionen sein und am Ende des 21. Jahrhunderts 56,1 Millionen – vorausgesetzt, die ökonomischen und sozialen Verhältnisse bleiben, wie sie sind. Das Panorama unterschiedlicher Afrika-Szenarien zeigt, dass sich die Wirklichkeit gegen simplifizierende Zuspitzungen sperrt: Afrika ist weder urbane Wachstumsmaschine noch Naturschauspiel oder rückständiges Dorfleben. Vielmehr gilt: Afrika ist hochgradig divers, mit beträchtlichen Unterschieden nicht nur zwischen einzelnen Ländern und Regionen, sondern auch zwischen urbanen Ballungsräumen und ländlichen Gegenden. Die Mehrheit der Bevölkerung lebt bis heute auf dem Land – afrikaweit rund 58 Prozent. Erst um 2030 dürfte sich das Verhältnis zwischen Stadt und Land umkehren.

Die Beschäftigung mit solchen Entwicklungen ist heute wichtiger denn je. Denn spätestens seit der als «Flüchtlingskrise» ins kollektive Gedächtnis eingegangenen Ankunft von rund drei Mil-

lionen Migrant:innen in den Jahren 2014 bis 2016 ist die Situation in afrikanischen Ländern unter dem Stichwort der «Fluchtursachen» ins Rampenlicht der europäischen Öffentlichkeit getreten. Plötzlich begann Afrika, interessant zu werden, obwohl zum damaligen Zeitpunkt die mit Abstand meisten Migrant:innen aus dem Nahen Osten kamen. Allein die deutsche Bundesregierung veröffentlichte in kurzer Zeit drei Afrika-Strategien. Fluchtursachenbekämpfung avancierte zu einer Art Mantra des politischen Betriebs. Die Zahl neu ankommender Migrant:innen sollte schnellstmöglich reduziert werden – teils durch restriktive Grenzpolitik, teils durch eine Verbesserung der Lebensbedingungen in den Herkunftsländern. Zentrales Problem dabei: Die öffentliche Debatte ist über weite Strecken von Unkenntnis und Fehleinschätzungen geprägt. Das hat nicht nur mit stereotypisierten Afrika-Bildern, selektiver Berichterstattung in den Medien und eigenen, nicht reflektierten Interessenslagen zu tun. Afrikanisch-europäische Realitäten sind auch deshalb schwer zu fassen, weil die langfristigen Auswirkungen von Sklaverei und Kolonialismus bis heute auf den Beziehungen zwischen den beiden Kontinenten lasten. An dieser Gemengelage möchte ich ansetzen. Aufhänger ist die Frage, wie es dazu kommen konnte, dass Europa für viele Afrikaner:innen weiterhin den Status eines Sehnsuchtsortes genießt – auch um den Preis, dass die Risiken einer Reise von Afrika nach Europa ausgeblendet werden, wie ein Migrant aus Guinea in einer 2017 veröffentlichten Untersuchung lakonisch anmerkt: «Scheitern oder gewinnen, das ist eine Frage des Schicksals. Wir sind nicht gleich vor dem Glück. Die Leute wollen ihr Glück versuchen, was auch immer das Risiko dabei ist und trotz der Informationen, die sie über die Gefahren haben.»<sup>3</sup>

Um die tief empfundene Perspektivlosigkeit junger Afrikaner:innen zu verstehen, reicht es freilich nicht, die persönlichen Motive all jener in den Blick zu nehmen, die Richtung Europa aufbrechen. Vielmehr gilt es, die gesellschaftlichen Prozesse in afrika-

nischen Ländern näher zu betrachten: Was hat dazu geführt, dass es nach der begeistert gefeierten Unabhängigkeit vor rund 60 Jahren nicht zu einer gesamtgesellschaftlichen Aufwärtsbewegung gekommen ist, sondern zu einer von vielen Auf- und Abschwüngen geprägten Dauerkrise? Welche Rolle haben nichtafrikanische Länder gespielt, insbesondere die ehemaligen Kolonialmächte? Und was ist der Grund dafür, dass beträchtliche Teile der Bevölkerung diese Misere mittlerweile als derart quälend empfinden, dass Migration zu einem der wenigen verheißungsvollen Auswege avanciert ist? Gewiss, das sind nicht alle Fragen, um die es im Folgenden gehen wird. Aber sie verdeutlichen, dass Migrationsdynamiken lediglich den roten Faden des vorliegenden Buches bilden, während im Zentrum afrikanische Länder selbst stehen. Ich hoffe, durch diese Prioritätensetzung zur Herausbildung eines gehaltvollen Verständnisses von Fluchtursachen im afrikanischen Kontext beitragen zu können, wobei der Terminus «Fluchtursachen» ausdrücklich auf alle Varianten von Flucht und Migration gemünzt ist. Denn es genügt nicht, Fluchtursachen pauschal auf einige Schlagworte wie fehlende Arbeitsplätze, Gewaltkonflikte oder korrupte Regierungen zu reduzieren. Vielmehr sollten Migrationsbewegungen als Herausforderung begriffen werden, sich ernsthaft und differenziert mit afrikanischen Ländern und Regionen auseinanderzusetzen – nicht zuletzt im direkten Austausch mit afrikanischen Gesprächspartner:innen. Denn die aktuelle Migrationsdebatte leidet unter dem Umstand, dass sie primär um die Befindlichkeiten und Egoismen einzelner europäischer Länder kreist, nicht indes um die Gründe, weshalb junge Menschen aus afrikanischen Ländern immer wieder ihr Leben riskieren, um nach Europa zu gelangen. Wäre die Debatte an diesem Punkt offener und vielfältiger, könnte auch grundsätzlicher thematisiert werden, inwiefern Europa durch seine robuste Interessenpolitik in Vergangenheit und Gegenwart eine erhebliche Mitverantwortung für die aktuelle Vielfachkrise in den afrikanischen Ländern trägt – auch im Sinne

jener Geflüchteten-Organisationen, die schon lange propagieren: «Wir sind hier, weil ihr unsere Länder zerstört.»

### Fokussierung auf Westafrika als dekoloniale Strategie

In der öffentlichen Debatte wird Afrika häufig als kompakte Einheit adressiert, auch wenn es mittlerweile zum guten Ton gehört, ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass sich der Kontinent aus 55 eigenständigen Staaten zusammensetzt. Verständlich wird das erst, wenn man den Bedeutungswandel betrachtet, den der Begriff «Afrika» seit dem 15. Jahrhundert mehrfach erfahren hat. Ursprünglich war Afrika ein bloßer Name. Die Römer:innen bezeichneten damit eine Provinz im heutigen Tunesien, wahrscheinlich unter Bezug auf den in der Region ansässigen Berberstamm der Afri. Im 15. Jahrhundert übertrugen portugiesische Seefahrer den Namen auf den gesamten Kontinent. Gleichzeitig kündigte sich eine grundlegende Verschiebung im europäischen Afrika-Verständnis an. Auslöser war, dass die Portugies:innen 1441 erstmalig zehn Menschen aus dem heutigen Mauretanien als Sklav:innen nach Europa brachten – eine Entwicklung, die mittlerweile als Geburtsstunde nicht nur des atlantischen Sklavenhandels, sondern auch des modernen Rassismus gilt. Denn zur Rechtfertigung der millionenfachen Verschleppung behaupteten die Europäer:innen eine Art fundamentaler Differenz zwischen den beiden Kontinenten, wie der kamerunische Historiker und Philosoph Achille Mbembe in seinem epochemachenden Werk *Kritik der schwarzen Vernunft* detailliert ausführt: Afrikaner:innen verkörperten nun eine «Andersartigkeit in ihrer nacktesten Form», während Afrika selbst zum «Sinnbild einer dunklen und blinden Kraft» degradiert wurde.<sup>4</sup> Die rassistisch begründete Objektivierung Afrikas spitzte sich im Kolonialismus zu, auch durch den immer stärker werdenden wissenschaftlichen Rassismus, dessen Ursprünge im 18. Jahrhundert liegen. Symbolischer Höhepunkt war zweifelsohne die Berliner

Konferenz 1884/85, als die europäischen Mächte den afrikanischen Kontinent am Reißbrett aufteilten. Nach der Unabhängigkeit in den 1950er und 1960er Jahren änderte sich zwar die Tonlage, aber Afrika blieb Objekt externer, insbesondere europäischer Interessen. Demgegenüber haben sich die meisten Menschen in Afrika bis ins 20. Jahrhundert nicht als Afrikaner:innen empfunden. Ein solches Selbstbild entstand nur langsam. Im 19. Jahrhundert waren es Persönlichkeiten wie der liberianische Politiker Edward Wilmot Blyden oder der sierra-leonische Arzt Africanus Horton, die für afrikanische Selbstachtung und Emanzipation eintraten. Beide gelten als wichtige Wegbereiter des Panafricanismus – einer politischen Bewegung, deren Entstehung sich vor allem den Nachfahren afrikanischer Sklav:innen in der Karibik und den USA verdankt. Ziel des Panafricanismus war einerseits der antirassistische Brückenschlag zwischen Afrika und schwarzer Diaspora, andererseits die Befreiung Afrikas vom kolonialen Joch, auch wenn zunächst kolonialreformerische Perspektiven überwogen. Eine zweite wichtige Emanzipationsbewegung war die der Négritude. Auch die Négritude hatte starke Wurzeln in der Karibik. Gleichzeitig bemühte sie sich stärker als der Panafricanismus um eine positive Bezugnahme auf alte afrikanische Werte und Traditionen, ohne diese zu glorifizieren. Es entwickelte sich ein jahrzehntelanger Prozess der Selbstermächtigung, an dessen Ende die Idee eines geeinten und unabhängigen Afrikas als antikolonialer Befreiungsperspektive stand, und somit das Selbstverständnis afrikanischer Menschen, sowohl Afrikaner:innen als auch Angehörige konkreter Familien, Berufsgruppen, Ethnien oder Nationen zu sein. Die Unabhängigkeit erfolgte jedoch auf Basis der kolonial gezogenen Grenzen, mehr ließen die Kolonialmächte nicht zu. Die 1963 gegründete Afrikanische Union – damals noch unter dem Namen «Organisation für afrikanische Einheit» – war insofern nur ein schwacher Abglanz der ursprünglichen panafricanischen Vision der «Vereinigten Staaten von Afrika». Umso bemerkenswerter ist, dass die Afrikanische

Union im Jahr 2013 – 50 Jahre nach ihrer Gründung – die Agenda 2063 beschlossen hat. Diese umfasst ambitionierte Projekte wie die Einführung eines gemeinsamen Reisepasses, den Bau eines afrikaweiten Eisenbahn-Hochgeschwindigkeitsnetzes sowie die 2021 auf den Weg gebrachte Einrichtung eines gemeinsamen Binnenmarktes.

Angesichts dieser komplexen, mitunter verwirrenden Dynamiken dürfte verständlich werden, weshalb bei afrikapolitischen Debatten immer wieder vom Kontinent insgesamt die Rede ist. Auch die Forschung betont, dass durch Sklaverei und Kolonialismus in den Ländern südlich der Sahara relativ ähnliche Strukturen entstanden seien und es daher naheliege, Afrika als kompakte Einheit in den Blick zu nehmen. Beispielsweise, um Vergleiche zwischen einzelnen Regionen wie West- und Ostafrika anzustellen oder um kontinentübergreifende Zusammenhänge sichtbar zu machen. Im wissenschaftlichen Raum mag das plausibel sein, zumal die Leser:innen wissenschaftlicher Texte in aller Regel über das notwendige Kontextwissen verfügen dürften. Anders bei Veröffentlichungen, die sich ausdrücklich an ein breites, nicht einschlägig informiertes Publikum richten. Hier ist nicht erkennbar, worin der Vorteil der weitverbreiteten Praxis liegen soll, ohne viel Federlesens über Afrika an sich zu schreiben, anstatt regional- oder länder-spezifische Schwerpunktsetzungen vorzunehmen. Denn Fakt ist, dass geographische Breite oft nur um den Preis inhaltlicher Oberflächlichkeit oder Selektivität zu haben ist, insbesondere bei einem derart großen, diversen und komplexen Kontinent wie Afrika. Das ist der Grund, weshalb ich mich für ein anderes Vorgehen entschieden habe: Neben der thematischen Fokussierung auf Fluchtursachen möchte ich mich geographisch ausschließlich auf Westafrika konzentrieren – eine Region, zu der 16 Länder mit einer vielfältig verflochtenen Geschichte gehören: Benin, Burkina Faso, Elfenbeinküste, Gambia, Ghana, Guinea, Guinea-Bissau, Cap Verde, Liberia, Mali, Mauretanien, Niger, Nigeria, Senegal, Sierra

Leone und Togo. Doch die Fokussierung auf Westafrika – mit Ausnahme von Cap Verde und Mauretanien<sup>5</sup> – hat nicht nur sachliche Gründe. Ich begreife sie auch als einen Akt der mentalen Dekolonisierung. Denn die europäische Vogelperspektive auf Afrika hat wenig mit den genuin einheitsstiftenden und emanzipatorischen Impulsen des Panafricanismus oder der Négritude zu tun. Vielmehr schwingt darin häufig eine taxierende Haltung mit, die Afrika in erster Linie als Objekt wirtschaftlicher, geopolitischer oder karitativer Interessen begreift. Die Beschäftigung mit einzelnen Ländern bzw. Ländergruppen ist insofern eine Übung, sich bescheidener und respektvoller mit afrikanischen Realitäten zu befassen – jenseits der unter europäischen Politiker:innen üblich gewordenen Floskel, endlich «Augenhöhe mit Afrika» herstellen zu wollen.

### Ländliche und urbane Alltagsrealitäten

Um dem Strudel aus Simplifizierungen und Vorurteilen zu entgehen, ist es unverzichtbar, immer wieder Tuchfühlung mit den Alltagsrealitäten in Westafrika aufzunehmen, insbesondere in ländlichen Regionen. In diesem Sinne möchte ich bereits hier eine erste exemplarische Erkundung vornehmen, dies jedoch mit der ausdrücklichen Bitte, Phänomene wie Hunger oder schlechte Straßenverhältnisse nicht als Bestätigung des fatalen Stereotyps von Afrika als Katastrophenkontinent aufzufassen, sondern als Problemstellungen, die unweigerlich auftauchen, sobald man sich mit Alltagsrealitäten in westafrikanischen Ländern beschäftigt. Ausgangspunkt ist Soukoutadala, ein kleines Dorf im Südwesten Malis, wo ich mich seit 2016 regelmäßig für einige Tage aufhalte, ausgehend von meiner Tätigkeit bei der Menschenrechtsorganisation Afrique-Europe-Interact. Im Oktober 2018 traf ich in Soukoutadala mit Mansa Sinayoko zusammen, einem der beiden Dorflehrer. Er hatte mich in seine Hütte eingeladen, einen ortsüblichen Rundbau

aus Bambus und Lehm, sechs Meter Durchmesser, mit spitz zulau- fendem Strohdach. Als ich sein Gehöft betrat, hingen dunkle Wol- ken über dem Dorf, die letzten Nachwehen der Regenzeit. Staub wirbelte durch die Luft, die Atmosphäre wirkte aufgewühlt, auch in der Hütte war der Wind allenthalben zu spüren. Ich entwickelte eine leise Ahnung davon, was es bedeuten muss, in einer derart fra- gilen Unterkunft dauerhaft zu leben, vor allem während der Re- genzeit, wenn die Nebenflüsse des Bafing über die Ufer treten und Soukoutadala monatelang nur mit Motorrädern erreichbar ist. Im schwachen Licht der Taschenlampe berichtete Sinayoko, dass er vor seiner Versetzung nach Soukoutadala an einer Fernstraße ge- wohnt habe. Dort hätten ihn ständig aktuelle Informationen er- reicht, nicht nur aus der Umgebung, sondern auch aus anderen Regionen des Landes. In Soukoutadala hingegen fühle er sich von der Außenwelt abgeschnitten. Denn Internet gebe es nicht, das Handynetz funktioniere lediglich an zwei Stellen im Dorf, und selbst die Senderauswahl im Radio sei begrenzt. Umso deprimie- render: Er besitzt zwar eine Satellitenschüssel und einen Fernseher, aber keine Solaranlage, um die Geräte zu betreiben. Während Si- nayoko sprach, wurde spürbar, wie knapp selbst ein Lehrer kalku- lieren muss. Seine Herkunftsfamilie lebt rund hundert Kilometer entfernt. Dennoch kann er diese nur anlässlich wichtiger Familie- nereignisse besuchen, zu mehr reicht sein Gehalt als angestellter Lehrer nicht aus. Dieses beträgt 76 Euro im Monat, davon muss die Hälfte von den Eltern der Schüler:innen aufgebracht werden, die das aber oftmals nicht schaffen. Auch daher ist er auf den An- bau von Gemüse und Getreide zwingend angewiesen, jedenfalls solange ihm der Beamtenstatus verwehrt wird – ein Schicksal, das er mit tausenden anderen Lehrer:innen teilt. Abends um acht ser- vierte die Frau meines Gastgebers das Abendessen: Getreide mit Wasser, die Standardmahlzeit in Afrika, wie Mansa Sinayoko feier- lich betonte. Der Brei schmeckte süßlich-fad, wahrscheinlich weil er anlässlich meines Besuches extrem überzuckert war. Später

kehrte ich zu meiner Delegation zurück, Sinayoko begleitete mich. Ich war der einzige Europäer, die übrigen Delegationsmitglieder kamen aus der Hauptstadt Bamako. In diesem Kreis war das Abendessen gerade fertig geworden: Kartoffeln und Gemüse, zusammen mit einer kleinen Portion Fleisch. Nichts Außergewöhnliches, aber gemessen am Getreidebrei ein echter Festschmaus. Völlig selbstverständlich aßen wir mit den anderen – offenkundig war Sinayoko genauso hungrig wie ich. In diesem Moment verspürte ich Scham: Ich musste an Sinayokos Familie denken, aber auch an jene 540 Millionen Afrikaner:innen, die an diesem Tag ebenfalls nicht genug gegessen hatten, allerdings ohne abendlichen Nachschlag.

Die Rückfahrt begann auf Motorrädern. Erst nach mehreren einsturzgefährdeten Holzbrücken erfolgte der Umstieg in unseren Kleinbus. Auch dessen Zustand war besorgniserregend: Bei der Hinfahrt war während einer Flussdurchquerung der Motor aus seiner Verankerung gerissen, zudem machte die Kuppelung Probleme. Kein Wunder also, dass wir für die 350 Kilometer lange Strecke in die Hauptstadt Bamako knapp 24 Stunden brauchten – inklusive zweier Reparaturen und Übernachtung in der Provinzhauptstadt Kita. Wer aus nordwestlicher Richtung kommt, erreicht das in einem sanften Talkessel gelegene Stadtzentrum Bamakos über eine von riesigen Schlaglöchern übersäte Piste. Warum ausgerechnet dieser Streckenabschnitt bereits seit über zehn Jahren in einem derart desolaten Zustand ist, scheint völlig unbegreiflich. Immerhin handelt es sich um eine der vier wichtigsten Zufahrtsstraßen – unter anderem für den gesamten Verkehr aus dem Nachbarland Senegal. Bamako ist mit knapp drei Millionen Einwohner:innen eine eher kleine Megacity. Laut einer UN-Studie hat jedoch die Bevölkerung in den Jahren 2010 bis 2020 um rund 1 Million Menschen zugenommen – damit gehört Bamako zu einer der am schnellsten wachsenden Städte Afrikas.<sup>6</sup> Im Stadtzentrum führen wir am Ministerium für ländliche Entwicklung vorbei,

einem verwitterten, von alten Bäumen umsäumten Areal. Unwillkürlich drängte sich mir die Frage auf, ob die dort arbeitenden Angestellten schon mal von Soukoutadala gehört haben. Wahrscheinlich nicht, wenn überhaupt dürfte das Dorf in den Akten des Bildungsministeriums vermerkt sein. Dies verweist auf eine grundsätzliche Problematik: Bis heute ist in vielen afrikanischen Ländern die politische und ökonomische Macht in den Hauptstädten konzentriert. Das hat verschiedene Ursachen, die Effekte indes sind fatal: Dörfer und Kleinstädte, wo der größte Teil der Bevölkerung lebt, sind von infrastrukturellen Maßnahmen abgehängt, auch Mitsprachemöglichkeiten existieren kaum. Ousmane Sy – ein ehemaliger Minister für Dezentralisierung in Mali – hat ein Buch zur Problematik geschrieben. Er schätzt, dass die lokalen Verwaltungsbehörden gerade einmal 5 Prozent vom nationalen Steueraufkommen erhalten, nötig wären jedoch 50 bis 60 Prozent. Ich werde auf diese Problematik noch mehrfach zurückkommen.

### Widersprüche innerhalb der EU-Migrationspolitik

Soukoutadala ist ein ganz normales Dorf in Westafrika, hierzu gehört auch, dass junge Männer regelmäßig in die Migration gehen. Europa spielt in diesem Kontext nur eine Nebenrolle, die meisten bevorzugten Ziele in einem Radius von einigen hundert Kilometern, insbesondere um in handwerklich betriebenen Goldminen zu arbeiten. Hintergrund ist ein Mangel an Perspektiven, wie ein Migrant in einer UN-Studie betont, um die es noch ausführlich gehen wird: «Wenn die Dinge nicht gut laufen und du dich blockiert fühlst, dann bist du gezwungen, anderswo nach besseren Möglichkeiten zu suchen, was immer es kostet. Das ist keine Frage der Wahl, sondern des Überlebens.»<sup>7</sup> Derartige Perspektiven «von unten» sind wichtig. Sie verdeutlichen, inwiefern die europäische Migrationspolitik an zentralen Punkten von falschen Annahmen ausgeht. Vor allem vier Aspekte sollten berücksichtigt werden:

*Erstens* ist immer wieder ein irreführender Umgang mit Zahlen zu beobachten. Etwa wenn der Bestseller-Autor Asfa-Wossen Asse-rate einem 2016 erschienenen Afrika-Buch den hochgradig suggestiven Titel *Die neue Völkerwanderung* verleiht. Denn das häufig bemühte Bild, wonach halb Afrika auf gepackten Koffern säße, ist Stimmungsmache. Statistisch sind es gerade einmal 2,6 Prozent aller Westafrikaner:innen, die außerhalb ihres Geburtslandes leben, und von diesen 2,6 Prozent wiederum sind gut drei Viertel in einem ihrer jeweiligen Nachbarländer unterwegs. Es kann daher nicht verwundern, dass in Europa lediglich 4,1 Millionen Menschen leben, die in einem afrikanischen Land südlich der Sahara geboren wurden.

*Zweitens* ist die von Europa vorgenommene Unterscheidung zwischen Geflüchteten und Migrant:innen keineswegs zwingend, auch wenn sie schon lange einen zentralen Eckpfeiler europäischer Asyl- und Einwanderungspolitik darstellt. Denn die Übergänge zwischen den beiden Gruppen sind fließender, als es auf den ersten Blick erscheint. Viele Klassifizierungen machen insofern einen willkürlichen, ja ungerechten Eindruck. Beispielsweise gilt der Sohn einer Familie, die im Nigerdelta in Nigeria ihr Ackerland wegen einer leckgeschlagenen Ölpipeline verloren hat, in Europa gemeinhin als «Wirtschaftsflüchtling». Ein nigerianischer Journalist hingegen, dem wegen kritischer Berichterstattung über das Schicksal der Familie juristische Schwierigkeiten drohen, hat in Europa gute Chancen, als Geflüchteter anerkannt zu werden. Das hat damit zu tun, dass die nach dem Zweiten Weltkrieg verabschiedete Genfer Flüchtlingskonvention sowie die darauf aufbauenden nationalen Asylgesetzgebungen relativ eng gefasste Kriterien enthalten. Und das bedeutet auch, dass Armut, Hunger oder Vertreibung in aller Regel keinen Schutzanspruch in einem Drittland begründen. Aus europäischer Sicht mag das legitim sein, um den eigenen Wohlstand nicht zu gefährden. Ganz anders verhält es sich aus der Sicht afrikanischer Migrant:innen, für sie ist eine solche Unter-

scheidung zynisch, wie der aus Kamerun stammende Schriftsteller Rodrigue Péguy Takou Ndie betont:

«Asyl sollte allerdings nicht nur denjenigen zustehen, die mit lauter Stimme gegen die korrupten Politiker demonstrieren und so ihr Leben aufs Spiel setzen. Auch die vielen, die die erdrückende Situation ihres Landes und die extreme Armut nicht mehr länger ertragen wollen, haben ein Recht auf Schutz. Denn in Ländern, wo die Gesundheitsversorgung praktisch inexistent ist und die öffentliche Sicherheit als Luxus erscheint, den die Regierung nicht allen Bürgerinnen und Bürgern garantieren kann, ist es offensichtlich, dass die Lebensbedrohung sich oftmals nicht direkt äußert, etwa in Form von unmittelbarer Gewaltausübung oder Polizeirepression. Vielmehr verhält es sich so, dass die Politik des Landes eine verallgemeinerte prekäre Lage herbeigeführt hat, in der praktisch jeder und jede an fast jedem Ort Gefahr läuft, sein Leben zu verlieren.»<sup>8</sup>

Die Worte von Takou Ndie wiegen schwer, ich werde im Schlusskapitel auf sie zurückkommen. An dieser Stelle möchte ich lediglich eine terminologische Klärung vornehmen: Gerade weil Migrant:innen und Geflüchtete keine trennscharfen Gruppen sind, spreche ich überwiegend von «Migrant:innen», allerdings im Sinne eines Oberbegriffes, der auch Geflüchtete miteinschließt. Dieses Vorgehen ist nicht unüblich, der alle zwei Jahre erscheinende UN-Migrationsbericht verfährt ähnlich, unter anderem mit dem Argument, dass es weltweit dreimal so viele (grenzüberschreitende) Migrant:innen wie Geflüchtete gebe. Umso vertrackter ist, dass sich die Sprachgewohnheiten bei «Fluchtursachen» genau umgekehrt verhalten: Niemand spricht von Migrationsursachen, vielmehr hat sich in der öffentlichen Debatte von Anfang an der Begriff der Fluchtursachen als Obergriff durchgesetzt. Diese terminologische Unschärfe mag unbefriedigend sein, aber sie entspricht

den etablierten sprachlichen Codes, weshalb ich in diesem Buch keine Sonderwege gehen werde.

*Drittens* beruht europäische Migrationspolitik auf der falschen Annahme, dass es möglich wäre, Migrant:innen mit Hilfe von Zäunen und Überwachungstechnologie zu stoppen. Wer so argumentiert, unterschlägt zweierlei: Zum einen, dass Migration eine seit Jahrhunderten tief in der afrikanischen Gesellschaft verankerte Überlebensstrategie ist, die nicht kurzerhand ausgehebelt werden kann. Zum anderen, dass Migrant:innen seitens ihrer Familien einem erheblichen Erwartungsdruck unterliegen. Migrant:innen, die mit leeren Händen nach Hause kommen, gelten üblicherweise als Versager:innen oder Drückeberger:innen. Beispielsweise wird in Senegal ein etwaiger Misserfolg der Mutter zugeschrieben. Allein deshalb können Migrant:innen nicht einfach umkehren, solange sie nichts erreicht haben. Denn dies käme einer Beleidigung der Mutter gleich, die in aller Regel viele Kinder aufgezogen und somit ebenfalls Durchhaltevermögen gezeigt hat. Anders formuliert: Die EU kann zwar mit Überwachungstechnologie die Ankunfts zahlen in Europa reduzieren, aber der menschliche Preis ist hoch. Der stetige Ausbau des Grenzregimes bedeutet, dass die Migrationsrouten länger, teurer und gefährlicher werden. Mehr Migrant:innen verlieren ihr Leben, bleiben stecken oder erfahren exzessive Gewalt, insbesondere in den nordafrikanischen Ländern. Und doch lassen sich zahlreiche junge Menschen ihre Hoffnungen nicht nehmen, wie eine Universitätsabsolventin aus Guinea lakonisch zu Protokoll gibt: «Ich finde einfach keinen Job, das stresst und nervt mich. In meiner Familie gelte ich als Versagerin. Deshalb möchte ich nach Europa. Selbst wenn ich die Geschlechtsteile der Weißen waschen muss, ich werde Geld verdienen und es wird mir besser gehen als hier.»<sup>9</sup> In diesem Zusammenhang ist auch auffällig, dass die europäische Migrationspolitik das enge Verhältnis zwischen Migration und Entwicklung systematisch ignoriert. Allein im Jahr 2019 haben Migrant:innen weltweit 49 Milliarden

Euro nach Subsahara-Afrika überwiesen, das ist mehr als die gesamte Entwicklungshilfe aus Europa. Zahlreiche Studien zeigen, dass die Rücküberweisungen von Migrant:innen in ihre Heimatländer überwiegend für die Befriedigung von Grundbedürfnissen ausgegeben werden – beispielsweise Bildung oder Gesundheitsversorgung. Wenn also die EU im Zuge ihrer restriktiven Migrationspolitik Migrant:innen daran hindert, in Europa anzukommen und unter würdigen Bedingungen Geld zu verdienen, dann trägt das unmittelbar zur Destabilisierung der Herkunftsländer von Migrant:innen bei. Und Ähnliches gilt, wenn afrikanische Regierungen auf Geheiß der EU ihre Grenzen stärker kontrollieren. Denn einer der Effekte ist, dass Fernhändler:innen oder Wanderarbeiter:innen immer öfter willkürliche Strafgebühren an Grenzpolizist:innen bezahlen müssen, weil sie nicht im Besitz korrekter, mitunter sehr kostspieliger Ausweispapiere sind.

*Viertens* haben sich die seit 2015 aufgesetzten Programme zur Bekämpfung von Fluchtursachen als ausgesprochen fragwürdiges Unterfangen entpuppt. Denn die politischen und ökonomischen Machtverhältnisse zwischen Afrika und Europa werden nicht eigens berücksichtigt, auch das historische Erbe bleibt weitgehend ausgeblendet. Im Vordergrund stehen stattdessen Lösungen, die keine Lösungen sind. Sei es, dass die verfügbaren finanziellen Mittel allenfalls kosmetische Maßnahmen erlauben, etwa im Rahmen des *EU-Nothilfe-Treuhandfonds für Afrika*. Sei es, dass Konzepte verfolgt werden, die bereits in der Vergangenheit mehr Schaden als Nutzen angerichtet haben, insbesondere die im *Compact with Africa* vorgesehene Förderung von Privatinvestitionen aus reichen Industrieländern. So betrachtet deutet vieles darauf hin, dass die aktuelle Form der Fluchtursachenbekämpfung in erster Linie das Ziel verfolgt, jene Teile der europäischen Öffentlichkeit zu besänftigen, die sich nicht mit der restriktiven Abschottungspolitik der EU abfinden möchten. Denn natürlich passt der Bau eines Ausbildungszentrums für Jugendliche ungleich besser zum Selbstver-

ständnis eines aufgeklärten Europa als die Zusammenarbeit mit der korrupten libyschen Küstenwache, die abgefangene Migrant:innen in Internierungslager bringt, in denen laut des UN-Flüchtlingskommissars Gewalt und Schikane an der Tagesordnung sind. Für diese Lesart spricht auch der Umstand, dass die europäische Politik beharrlich den paradox anmutenden Sachverhalt ignoriert, dass eine erfolgreiche Bekämpfung von Fluchtursachen Fernmigration keineswegs bremst, sondern stimuliert – einfach deshalb, weil mehr Menschen ökonomisch und sozial in die Lage versetzt werden, das Projekt einer Fernmigration praktisch anzugehen. In der Forschung wird das bereits seit langem als sogenannter «Migrationsbuckel» diskutiert. Dieses Theorem besagt, dass grenzüberschreitende Migration ab einem jährlichen Bruttoinlandprodukt von 2000 Dollar pro Kopf deutlich ansteigt und erst zwischen 7000 und 13 000 Dollar pro Kopf wieder fällt. Von letzteren Summen sind jedoch viele der afrikanischen Länder weit entfernt. So betrug das Bruttoinlandprodukt 2018 in Senegal gerade einmal 1521 Dollar pro Kopf.

### Leerstellen im europäischen Afrikadiskurs

Stehen ökonomische und politische Realitäten in afrikanischen Ländern zur Debatte, sind in Europa vor allem zwei Reaktionsmuster zu beobachten: Entweder werden die wirtschaftlichen Potentiale betont und entsprechend wirtschaftliche Reformen angemahnt – ganz im Sinne der sogenannten Afrikapositivist:innen –, oder Afrika wird – wie in den verschiedenen Spielarten des Afrikapessimismus – als primär hilfsbedürftig wahrgenommen. Umso bemerkenswerter ist, dass beide Haltungen häufig mit der Überzeugung einhergehen, dass Europa keine nennenswerte Verantwortung für die Probleme Afrikas trage. Beispielsweise ist immer wieder zu hören, dass rund 60 Jahre nach Erlangung der Unabhängigkeit dem kolonialen Erbe keine substantielle Erklärungs-

kraft mehr für den heutigen Status quo zugesprochen werden könne. Das ist in etwa so plausibel wie die Behauptung, dass der Erfolg des Industriestandortes Deutschland nichts mit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert zu tun habe. Diese Doppelbödigkeit im öffentlichen Diskurs ist frappierend. Sie ist ein Hinweis darauf, dass Interessengegensätze zwischen Afrika und Europa ignoriert, bisweilen auch geleugnet werden – eine Haltung, die von afrikanischen Intellektuellen bereits seit jeher scharf kritisiert wird: Etwa von Aimé Césaire in seinem berühmten, noch vor der Dekolonisation veröffentlichten Essay *Über den Kolonialismus*:

«Man redet mir von Fortschritten, von ›Errungenschaften‹, von geheilten Krankheiten, von gestiegenem Lebensstandard. Ich aber rede von um ihre Identität gebrachten Gesellschaften, von niedergedrampelten Kulturen, von ausgehöhlten Institutionen, [...] von vernichtetem künstlerischem Glanz, von vereitelten großen Möglichkeiten. [...] von Millionen Menschen, die von ihren Göttern, von ihrer Erde, von ihren Gewohnheiten, aus ihrem Leben, aus dem Leben überhaupt, vom Tanz, von der Weisheit weggerissen wurden.»<sup>10</sup>

Auch Achille Mbembe, der bereits zitiert wurde, spricht in seinem Buch *Ausgang aus der langen Nacht. Versuch über ein entkolonisiertes Afrika* von einer «Ökonomie der Lüge und Scheinheiligkeit»: Bereits im Kolonialismus habe es seitens der Kolonialmächte die Überzeugung gegeben, «dass die Kolonialisierung ein Akt der Nächstenliebe und Wohltätigkeit war, dem die Kolonisierten Gefühle der Dankbarkeit, Verbundenheit und Unterwürfigkeit entgegenzubringen» hätten. Diese Haltung bilde bis heute, so Mbembe, «die Grundlage für Europas gutes Gewissen», samt einer zynisch anmutenden Weigerung, sich mit den Folgen des Kolonialismus auseinanderzusetzen.<sup>11</sup> Es kann daher nicht überraschen, dass auch im offiziellen politischen Raum die afrikaspezifische Ursachenanalyse vergleichsweise dünn ausfällt: In den 2019 überarbeiteten

*Afrikapolitischen Leitlinien der Bundesregierung* werden zwar viele der Probleme ungeschminkt beschrieben. Zudem enthalten die dort formulierten Lösungsansätze wichtige Impulse. Wer aber eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den tieferen Ursachen der afrikanischen Vielfachkrise erwartet, wird enttäuscht. Es gibt keine selbstkritische Reflexion, vor allem wenn es um die fatale Rolle von Europa geht. Vielmehr werden die Probleme auf einige Standard-erklärungen wie schlechte Regierungsführung, Terrorismus oder ungünstiges Investitionsklima reduziert, also auf Phänomene, die ihrerseits erklärungsbedürftig sind. Diese Schmallippigkeit ist keineswegs zufällig. Sie ist Ausdruck der von Césaire und Mbembe angeprangerten Beschwichtigungsrhetorik.

Die These, dass Europa allenfalls punktuell bereit ist, Verantwortung für die desaströse Lage vieler afrikanischer Länder zu übernehmen, ist ein Leitmotiv dieses Buches. Es liegt daher nahe, jene drei Problemkomplexe stichwortartig vorzustellen, die in der europäischen Debatte gemeinhin zu kurz kommen. Beginnen möchte ich mit der ökonomischen Dimension, die vor allem durch zivilgesellschaftliche Kampagnen öffentlichkeitswirksam thematisiert wird – unter Stichworten wie erzwungene Marktöffnungen, Preisdiktate für agrarische Rohstoffe oder Abgabe von Bergbaukonzessionen unter Wert. Sämtliche dieser und vieler weiterer Aspekte sind für das Verständnis der afrikanisch-europäischen Beziehungen elementar. Dennoch sollten zwei grundlegende Schwachstellen des öffentlichen Diskurses nicht aus dem Blick geraten: Zum einen werden afrikanische Ökonomien viel zu punktuell analysiert. Beispielsweise wird hinsichtlich der senegalesischen Atlantikküste immer wieder skandalisiert, dass Hochseetrawler aus den reichen Industrieländern ihre vertraglich festgelegten Fangquoten überschreiten. Betroffen sind rund 600 000 Menschen, die im Senegal vom Fischfang leben, also 3,6 Prozent der Bevölkerung. Das sind nicht wenige, zumal Fischexporte die größte Devisenquelle des Landes darstellen. Dennoch stellt sich die Frage, mit welchen Pro-

blemen die übrigen 16,1 Millionen Senegales:innen konfrontiert sind. Hierüber ist in der Öffentlichkeit deutlich weniger zu hören. Und Ähnliches gilt auch für andere Länder. Meist konzentriert sich die Debatte in Europa auf einige wenige skandalumwitterte Produkte wie Baumwolle, Kakao oder Erdöl, ohne dass die einzelnen Länder in Gänze betrachtet würden. Zum anderen fehlt vielen Darstellungen eine ernsthafte historische Rückkoppelung. Ausgeblendet wird, dass viele Schwierigkeiten Ausdruck von Fehlentwicklungen sind, die bereits vor langer Zeit begonnen haben – ob in der Sklaverei, im Kolonialismus oder als Folge der Verschuldungskrise in den 1980er und 1990er Jahren. Wer zum Beispiel den hohen Anteil von Konsumgüter-Importen erklären möchte, muss sich auch der Frage zuwenden, weshalb Afrika zwar 17 Prozent Anteil an der Weltbevölkerung hat, aber weniger als 2 Prozent Anteil an der weltweiten Industrieproduktion. Und das wiederum ist gar nicht so einfach zu beantworten. Denn vielen afrikanischen Ländern ist es in den ersten 20 Jahren nach der Unabhängigkeit durchaus gelungen, diverse Industriebetriebe aufzubauen und somit ihre im Kolonialismus zugewiesene Rolle als Rohstofflieferanten der Weltwirtschaft zumindest ansatzweise abzustreifen. Doch davon ist wenig übrig geblieben. Etliche dieser Industriebetriebe sind seit den 1980er Jahren dem globalen Wettbewerb zum Opfer gefallen. Beispielsweise gab es in Nigeria noch Mitte der 1980er Jahre 175 Textilfabriken, während es 2010 nur noch 25 waren. Dies zeigt: Die Beschäftigung mit der wirtschaftlichen Lage in afrikanischen Ländern darf die Analyse langlebiger ökonomischer Tiefenstrukturen nicht vernachlässigen. Zudem gilt es, alle Bereiche abzudecken, auch landwirtschaftliche Fragestellungen, die in der europäischen Debatte viel zu wenig Beachtung finden, obwohl die Mehrheit der afrikanischen Bevölkerung ganz oder teilweise von Ackerbau, Viehwirtschaft und Fischerei lebt.

Ein weiterer Problemkomplex betrifft jene Dimension, für die sich schon seit längerem der Begriff schlechter Regierungsführung

etabliert hat, wahlweise ist auch von abgehobenen Eliten oder «big men» die Rede. Das ist einerseits gerechtfertigt, denn Teile der politischen und wirtschaftlichen Klasse in afrikanischen Ländern sind überaus korrupt, inkompetent und verschwenderisch. Staatliche Ressourcen gelten als Beute, um sich und das eigene Umfeld mit zum Teil sagenhaften Summen zu alimentieren, auch unter Rückgriff auf Lüge, Gewalt und Rechtsbeugung. Andererseits ist diese Betrachtung aus mehreren Gründen irreführend. *Erstens* wird unterschlagen, dass die Entstehung derartiger Eliten Symptome eines historischen Bruches sind, der bis heute nicht geheilt ist: Als die Kolonialmächte den afrikanischen Kontinent unterwarfen, beseitigten sie die vorkolonialen politischen Gebilde, wozu in Westafrika autonome Dorfrepubliken genauso wie Fürstentümer und große Reiche gehörten. Ersetzt wurden sie durch despotische und zentralistische Verwaltungsapparate, unter selektivem Einbezug alter und neuer afrikanischer Autoritäten. Nach der Unabhängigkeit übernahmen die jungen Regierungen mangels praxistauglicher Alternativen den kolonialen Kommandostaat. Und das hat viele Probleme bis in die Gegenwart verlängert. Denn die neuen Eliten bezogen nicht nur die alten Büros, das wäre harmlos gewesen. Sie hielten auch den despotischen und zentralistischen Geist kolonialer Herrschaft aufrecht, insbesondere im Umgang mit der bäuerlichen Bevölkerung, die rund 85 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachte. Folge war, dass die Unabhängigkeitsregierungen allenthalben auf Widerstand stießen, verschärft durch ethnische Konflikte, die ebenfalls im Kolonialismus entstanden waren. *Zweitens* verkennt die europäische Fokussierung auf korrupte Regierungseliten, dass es sich bei schlechter Regierungsführung nicht nur um persönliches Versagen handelt. Vielmehr war die Funktionstüchtigkeit der unabhängig gewordenen Staaten von Anfang an stark eingeschränkt. Zunächst, weil das koloniale Erbe wirtschaftlichen Aufschwung erheblich erschwerte, sodass die Unabhängigkeitsregierungen relativ wenig Spielraum hatten, Maßnahmen zugun-

ten der Bevölkerung zu ergreifen. Sodann, weil die vom Internationalen Währungsfonds (IWF) im Zuge der Verschuldungskrise erzwungenen Haushaltskürzungen die Leistungsfähigkeit afrikanischer Staaten massiv eingeschränkt haben, mit Auswirkungen bis in die Gegenwart. *Drittens* wird in der europäischen Debatte immer wieder das Zusammenspiel zwischen schlechter Regierungsführung und westlicher Interessenpolitik ausgeblendet. Jahrzehntlang hat Europa aus politischem und ökonomischem Kalkül zur Stützung korrupter, undemokratischer und brutaler Regime beigetragen – nicht selten im Rahmen des Kalten Krieges. Und an dieser Konstellation hat sich bis heute wenig geändert. So finden vielerorts nur Fassadenwahlen statt, wie es Oppositionelle nennen: Die Menschen dürfen zur Wahlurne, aber die Wahlen haben keine Bedeutung, da die Regierungen ohnehin eigenmächtig handeln. Allein 2020 ist es den Präsidenten der drei westafrikanischen Länder Togo, Guinea und Elfenbeinküste gelungen, durch verfassungsrechtliche Trickereien die gesetzlich vorgegebene Beschränkung auf zwei Amtszeiten zu umgehen. Umso unverständlicher ist es, dass die EU derartige Wahlen akzeptiert, jedenfalls solange keine Nachteile für Europa zu befürchten sind. Viele Afrikaner:innen empfinden das als äußerst empörend. Besonders aufgeladen ist die Situation in den ehemals französisch kolonisierten Ländern. Hier ist Frankreich bis heute omnipräsent, nicht selten als eine Art Pate der herrschenden Elite. In Mali hat der Filmproduzent und ehemalige Kulturminister Cheick Oumar Sissoko Frankreich für seine fragwürdige Antiterror-Politik massiv kritisiert. In einem offenen Brief an den französischen Präsidenten Emmanuel Macron im Dezember 2019 wirft er der ehemaligen Kolonialmacht einen «kolonialen Habitus» vor, eine «Geisteshaltung, die aus einem Überlegenheitskomplex und einer selbstherrlichen Verachtung für die beherrschten, vom französischen Kolonialismus ausgebeuteten Völker besteht».<sup>12</sup> Dabei ist bemerkenswert, dass sich Europa von diesen Vorgängen nicht beirren lässt. Bis heute gefallen sich euro-

päische Regierungen darin, das zu geißeln, was sie häufig mit hergebracht oder zumindest nicht verhindert haben.

Ich möchte zum dritten in Europa gemeinhin ausgeblendeten Problemkomplex kommen. Er hat mit der seit Jahrzehnten kontrovers diskutierten These zu tun, dass mit der ökonomischen und politischen Dominanz auch eine Dominanz westlicher Wertvorstellungen einhergeht. Deutlich wird das vor allem beim Entwicklungsbegriff, unter dem viele Menschen eine Blaupause für eine Entwicklung gemäß europäischer Standards verstehen. In gewisser Hinsicht ist das verständlich, etwa wenn es um Gesundheitsversorgung, Infrastruktur oder Industrialisierung geht. Gleichzeitig ist die mentale Fixierung auf Europa ein fundamentales Problem, das bereits in der Unabhängigkeitsbewegung eine wichtige Rolle gespielt hat: Der im Zuge des algerischen Unabhängigkeitskampfes bekannt gewordene Psychiater und Schriftsteller Frantz Fanon hat hierfür 1952 die berühmte Formulierung «Schwarze Haut, weiße Masken» geprägt – gemünzt auf jene Afrikaner:innen innerhalb der Unabhängigkeitsbewegungen, die sich vor allem europäische Normen und Handlungsmuster zu eigen gemacht haben. In den 1980er Jahren war es Thomas Sankara, der sich als Präsident Burkina Fasos in vielen Bereichen für einen eigenständigen Entwicklungsweg afrikanischer Länder eingesetzt hat. Thomas Sankara ist bis heute hoch verehrt, selbst westliche Beobachter:innen räumen ein, dass er das Zeug gehabt hätte, das Ruder zumindest in Westafrika herumzureißen. Umso tragischer ist, dass Sankara nach gerade einmal vier Jahren im Amt ermordet wurde, wohl auch deshalb, weil er in seiner bekanntesten Rede am 29. Juli 1987 bei der Organisation für Afrikanische Einheit in Addis Abeba die anderen afrikanischen Staatschefs zu einem kollektiven Schuldentrückzahlungsboykott aufgefordert hat. Nachfolger wurde sein Mörder Blaise Compaoré – ein Vertrauter Frankreichs, der das Land 27 Jahre autokratisch regierte, bis er im November 2014 in einem vor allem von Musiker:innen, Jugendlichen und Frauengruppen

getragenen Volksaufstand gestürzt wurde. Heutzutage ist es der senegalesische Wirtschaftswissenschaftler Felwine Sarr, der in seinem viel diskutierten Buch *Afrotopia* die Forderung erhebt, dass sich Afrika auf seine eigenen Wurzeln besinnen möge. Sarr kritisiert, dass Fortschritt als Wettkampf dargestellt würde, «in dem die Nationen sich verächtlich anschauen, um zu ermitteln, wer am meisten Wohlstand angehäuft» habe. Das Leben ließe sich jedoch nicht «im Messbecher erfassen», dadurch gingen die immateriellen Qualitäten verloren, die das Leben überhaupt erst lebenswert machten. Nötig sei stattdessen zweierlei: Zum einen müsse der afrikanische Mensch «die Wunden heilen, die man seinem Selbstbewusstsein und seiner Psyche zugefügt hat und die sich heute in mangelnder Selbstachtung äußern». Zum anderen gelte es, alte afrikanische Werte wie Geduld, Gastfreundschaft oder Gemeinschaftlichkeit zu rehabilitieren – auch mit Blick auf eine Sozialethik, die ehemals dafür gesorgt habe, dass wirtschaftliche Entscheidungen «nicht durchweg von der Ratio des Eigeninteresses bestimmt werden». Erst auf dieser Grundlage ließen sich Zukunftsmetaphern entwerfen, allerdings nicht, um «sich einer süßen Träumerei hinzugeben», sondern um «die gewaltigen Möglichkeitsträume innerhalb der afrikanischen Wirklichkeit aufzustöbern und sie fruchtbar werden zu lassen».<sup>13</sup> Gewiss, das ist nur eine Stimme unter vielen. Es gibt auch afrikanische und europäische Intellektuelle, die Sarr die Verkitschung Afrikas vorwerfen. Aber die Debatte unterstreicht, wie wichtig es ist, grundsätzliche Fragen zur Ausrichtung von Entwicklung ergebnisoffen zu diskutieren, nicht zuletzt im Zeitalter der sich ständig zuspitzenden Klimakrise.

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)